

Masařík, Zdeněk

[Vaňková, Lenka; Keil, Gundolf. Mesuě a jeho "Grabadin": standardní dílo středověké farmacie: edice, překlad, komentář = Mesuë und sein "Grabadin": ein Standardwerk der mittelalterlichen Pharmazie: Edition, Übersetzung, Kommentar]

*Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik*. 2006, vol. 20, iss. 1, pp. [205]-207

ISBN 80-210-4080-7

ISSN 1211-4979

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/106079>

Access Date: 01. 12. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

## BUCHBESPRECHUNG

Lenka Vaňková – Gundolf Keil: *Mesuë und sein „Grabadin“*. Ein Standardwerk der mittelalterlichen Pharmazie. Edition – Übersetzung – Kommentar. Ostrava 2005, 294 S.

Die im Folgenden vorgestellte Monographie setzt das Forschungsvorhaben der Ostrauer Germanistin Lenka Vaňková fort, die sich mit der Erforschung der medizinischen Fachsprache des Frühneuhochdeutschen systematisch beschäftigt. Ihr Augenmerk richtet sie dabei insbesondere auf die Analyse der in den mährischen Archiven aufbewahrten Handschriften, wie dies ihre im Jahre 2004 veröffentlichte Habilschrift „Medizinische Fachprosa aus Mähren“ bezeugt.

Die vorliegende Arbeit ist als Ergebnis der erfolgreichen Kooperation von L. Vaňková mit dem Ordinarius für Medizingeschichte Gundolf Keil aus Würzburg entstanden. Es handelt sich um ein in der 2. Hälfte des 15. Jh. ins Frühneuhochdeutsche übertragenes Arzneibuch, das auf das lateinische Original (13. Jh.) zurückgeht und als „Grabadin“ oder auch „Antidotarium von Mesuë“ bezeichnet wird. Nach Festlegung der Autoren gehörte dieses Werk im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit zu den grundlegenden Nachschlagewerken der Apotheker sowohl in Deutschland als auch in den Kronländern.

Der erläuternde Text der ersten drei Kapitel (inkl. der Sprachanalyse), der der eigentlichen Edition vorangeht, ist parallel in Tschechisch und Deutsch mit der Begründung verfasst, dass an deren Inhalt neben den Germanisten und Pharmazeuten auch die breite Öffentlichkeit interessiert sein könnte. Dieser Vermutung dient auch ein Glossar (S. 276 – 284), in dem alle bei der Herstellung von Medikamenten verwendeten Ingredienzen nicht nur in Latein und Deutsch, sondern auch in Tschechisch angeführt werden.

Im ersten Kapitel findet vor allem der fachinteressierte Leser viele Informationen über die Entstehung des Apothekenwesens als selbständiger Disziplin. Es wird unter anderem auf die hoch entwickelte mittelalterliche Medizin in Salerno hingewiesen, dessen „Heilstätte“ bereits in der klassischen mittelhochdeutschen Literatur, und zwar in der Legende „Der arme Heinrich“ von Hartmann Erwähnung findet. Die Salerner Hochschule übte nach Meinung der Autoren auf die Medizin in Europa (Blütezeit 11. – 13. Jh.) auch deshalb einen großen Einfluss aus, da sie auch ärztlich-pharmazeutische Literatur produzierte. Den Ausführungen dieses Kapitels ist ferner zu entnehmen, dass sich die deutsche Sprache – vor allem im südwestlichen Deutschland – in der Fachkommunikation intensiver durchzusetzen begann.

Die hier vorgestellte Kunewalder Überlieferung des „Grabadin“ von Mesuë ist ein Bestandteil der Sammelhandschrift der Schlossbibliothek von Kunewald und stellt die einzige bis jetzt bekannte (fast vollständige) Übersetzung des lateinischen Originals ins Frühneuhochdeutsche dar. Neben dem „Antidotarium“ von Mesuë enthält der Kunewalder Kodex noch einige weitere Texte, die sich auf die pharmazeutische Praxis beziehen. Über die Herkunft der in Kunewald aufbewahrten Überlieferung ist schwer zu entscheiden, wenn auch manche dialektalen und paläographischen Indizien in die schwäbisch-alemannischen Regionen verweisen. Als Antwort auf die Frage, auf welchem Wege die frnhd. Übersetzung nach Kunewald gelangt ist, bieten die Autoren — in Übereinstimmung mit der Sekundärliteratur – zwei Möglichkeiten an: 1. entweder war die Hs. im Besitz der Hohenemser (Verwaltungssitz in der Stadt Ems) und kam durch deren Vermittlung in die Bibliothek des Kunewalder Schlosses, doch ist 2. auch die Hypothese nicht auszuschließen, dass sich die Hs. in der Bibliothek Peters Ritter von Chlumecky befand, dessen Großvater einer der Begründer des Mährischen Landesarchivs in Brünn und ein begeisterter Sammler von alten Handschriften war, und im Zusammenhang

mit dem Umzug der Chlumecky-Bibliothek nach Kunewald/ Kunín gelangte. Beide Erwägungen über die Provenienz der Hs. sind akzeptabel, doch bleiben sie vorerst Hypothesen.

Als Indiz, das für diese potentiellen Erklärungen von Bedeutung sein könnte, wäre anzusehen, dass in der Nikolsburger Dietrichsteinschen Bibliothek und im Mährischen Landesarchiv in Brünn zwei Bruchstücke der bekannten mittelhochdeutschen Legende „Barlaam und Josaphat“ von Rudolf von Ems gefunden wurden (vgl. dazu PBB 99, 1974, S. 388 – 402). Der Autor dieser Legende gehört zu den wichtigen mhd. Dichtern und hat auch in der Stadt Ems auf der Burg Hohenems die Handschriftensammlung gegründet. Ob diese Tatsache wenigstens partiell zur Klärung der Provenienz des Kunewalder „Grabadin“ beitragen kann, muss sich noch zeigen.

Im zweiten Kapitel ist die Makrostruktur des Textes formal und inhaltlich beschrieben sowie die makrostrukturellen Elemente und Indikationen der Rezepte dargelegt. Es wird unter anderem festgestellt, dass sich bereits im Hoch- und Spätmittelalter eine ziemlich feste Makrostruktur der Rezepte durchgesetzt hat. Auch diese Ausführungen stützen sich auf professionelle Kenntnisse der ärztlich-pharmazeutischen Problematik im Spätmittelalter.

Die sprachliche Analyse (3. Kap.) wird durch eine knappe Übersicht relevanter Entwicklungsprozesse im Frühneuhochdeutschen eingeleitet. Die eigentliche phonographische Analyse setzt sich zum Ziel, einerseits die Sprache der Hs. mit den damals verlaufenden Vereinheitlichungsprozessen zu konfrontieren und andererseits jene dialektalen Merkmale hervorzuheben, die für die Provenienz des Textes relevant sein können. Das zweite Postulat ist allerdings nicht einfach zu erfüllen, da manche phonographischen Erscheinungen die Dialektgrenze oft überschreiten und deshalb großräumiger – in diesem Fall als oberdeutsch zu klassifizieren sind. Für eine nähere topographische Bestimmung wurden deshalb auch einige paläographische Indizes (z.B. die Wasserzeichen) berücksichtigt und ausgewertet.

Die Syntax und die wortgeographische Problematik werden nicht miteinbezogen, doch sind einige wortgeographische Erscheinungen dem gelungenen Glossar (S. 275f.) zu entnehmen.

Im Bereich des Vokalismus (S. 57f.) wird der Verlauf der frnhd. Diphthongierung verfolgt und festgestellt, dass sich die Langvokale *î* und *û* an diesem Prozess frequenzmäßig häufiger beteiligt haben als das lange *ü* (geschr. *iu*); hierfür sind lediglich Einzelbelege zu verzeichnen.

Die Ausführungen über die frnhd. Monophthongierung *uo* > *û*, *ie* > *î* und *üe* > *û* zeigen, dass diese systembedingte Lauterscheinung territorial nicht so geschlossen ist wie die Diphthongierung. Nach Ausweis der Sekundärliteratur könnte die Graphie im Oberdeutschen in einigen Fällen auch die diphthongische Aussprache signalisieren.

Neben diesen systembedingten Lautentwicklungen, deren Ergebnisse in die Schriftsprache gelangten, wird auf ähnliche Tendenzen hingewiesen (S. 63f.), die lediglich auf der dialektalen Ebene Relevanz zeigen. Dies bezeugt die Diphthongierung des langen *ā* zu *au*, die zu den eindeutigen Kennzeichen des Schwäbischen gehört, während z.B. die positionsbedingte Verzwielautung des gedehnten *i* zu *ie* vor Liquiden (z.B. *hirz* > *hierz* „Hirsch“) auch im Bairischen zu belegen ist. Den engen dialektalen Rahmen überschreitet auch die Monophthongierung *ou* zu *ō*, während z.B. die Labialisierung in der Kombinatorik vor *l*, *sch* oder nach *w*, für die topographische Bestimmung des Textes relevant sein könnte, da sie bereits im 13. Jh. im Alemannischen und seit dem 14. Jh. auch im Schwäbischen häufig auftritt. Ebenfalls die angeführten Belege aus dem Bereich des Konsonantismus sind meistens auch in den Nachbarregionen zu verzeichnen.

Bei der eindeutigeren Interpretation mancher dieser Erscheinungen stößt man allerdings auf das bekannte theoretisch-methodologische Problem der wechselseitigen Beziehung von Zeichen und Laut, was die nähere Klassifizierung schon deshalb erschwert, weil der geschriebenen Sprache eine relative Selbständigkeit eingeräumt werden muss, oder es kann sich um traditionelle Schreibungen handeln, so dass sich ein Lautwandel erst nach langer Zeit in der Schrift manifestieren kann.

Eindeutigere Beispiele für die dialektale Zugehörigkeit des Textes erbringen Belege aus der Wortbildung des Substantivs (z.B. die Deadjektiva auf *-i*) und des Adjektivs (mit den Suffixen *-in* / *-i*, bzw. *-echt*).

Die sprachliche Analyse erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern behandelt zum Ersten einige systembedingte Lauterscheinungen des Textes, indem diese mit den frnhd. Entwicklungstrends konfrontiert werden, und konzentriert sich auf jene dialektale Phänomene, die für die topographische Bestimmung des Textes relevant sein können. So gesehen hat die Sprachanalyse die gestellten Ziele erfüllt.

Im fünften Kapitel werden die Auffälligkeiten des im Grunde paläographisch edierten Textes fixiert. Es wird auf einige Besonderheiten der Großschreibung hingewiesen, die z.B. bei den „nomina sacra“ oder bei den Eigennamen nur unregelmäßig zu belegen ist, während ihre Anwendung als Bezeichnung neuer Ingredienzen bei der Herstellung eines neuen Medikamentes – wohl als strukturell-inhaltliches Signal – fast konsequent durchgeführt ist. Die Interpunktionszeichen entsprechen dem damaligen Usus und sind im Text (außer der Virgel) nur sporadisch anzutreffen.

Den zweiten Hauptteil des vorliegenden Bandes stellt die eigentliche Edition des „Grabadin“-Textes dar, wobei das frnhd. Original mit der neuhochdeutschen Übersetzung parallel abgedruckt und mit textkritischen und texterläuternden Anmerkungen versehen ist.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Vorzug der vorliegenden Monographie in ihrer Polyfunktionalität besteht: Als ein wichtiger Belegkorpus der frnhd. Fachsprache kann er als eine verlässliche Basis für linguistische Zwecke benutzt werden, wie dies die Sprachanalyse im dritten Kapitel beweist. Mit Hilfe der neuhochdeutschen Übersetzung kann er ferner Fachleuten wie Interessenten quasi als „Vademecum“ des mittel- und spätmittelalterlichen Apothekenwesens dienen. Hervorzuheben ist die eindrucksvolle polygraphische Ausstattung der Publikation.

Zdeněk Masářík

#### Zum Werk von László Tarnói

László Tarnói, Professor für deutsche Literatur an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest, wurde am 29. August 2004 siebzig Jahre alt. Dieses Jubiläum bietet den Anlass dazu, das einzigartige Werk dieses namhaften ungarischen Germanisten zu würdigen. In dieser Sammelbesprechung werden wenigstens seine Hauptwerke aus der jüngsten Zeit kurz erwähnt. Ergänzt wird diese Übersicht durch einige biographische Angaben. Nach dem Abschluss des Hungaristik- und Germanistikstudiums an der Universität in Budapest im Jahre 1956 arbeitete Prof. Tarnói zuerst als Gymnasialprofessor in Ungarn und danach als Ungarisch-Lektor an der Humboldt-Universität Berlin. Seit 1969 war er Mitglied des Germanistischen Institutes, Lehrstuhls für deutschsprachige Literaturen, an der Budapester Universität und in den Jahren 1985–1991 wirkte er wieder an der Berliner Universität. Im Jahre 1994 bekam er seine Berufung als ordentlicher Professor für deutsche Literatur am Institut für Germanistik an der Budapester Universität, das er in den Jahren 1992–1999 auch leitete. Parallel dazu half er in den Jahren 1995–1997 das Germanistische Institut an der Katholischen Péter-Pázmány-Universität in Piliscsaba aufzubauen. Im Jahre 2004 wurde die Festschrift für László Tarnói zum 70. Geburtstag (Berlin-Budapest 2004) von seinen Schülern und Mitarbeitern herausgegeben.

In diesem Beitrag geht man wenigsten auf die vier bedeutendsten Buchveröffentlichungen Tarnóis aus dem jüngsten Jahrzehnt ein. Chronologisch sollte man mit dem Buch *Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800* (Budapest 1996) anfangen. Es handelt sich um eine kommentierte Anthologie der deutschsprachigen Lyrik aus Ungarn, die im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jh. entstanden ist. Die Textproben stammen aus zwei damaligen Veröffentlichungen aus den Jahren 1785–1818. Zu den wichtigsten deutschsprachigen Dichtern zählte damals in Ungarn Therese Artner (1772–1829), eine deutsche Lutheranin aus dem Komitat Neutra, deren gesammelte Dichtungen in zwei Bänden 1818 in Leipzig und deren Gedichtsammlungen in Jena, Tübingen und freilich auch in Pest erschienen sind. Kennzeichnend für die Dichterin ist sowohl die Idee der deutschen Einheit als auch ein österreichischer Patriotismus. In ihrer Lyrik haben sich die Tendenzen der zeitgenössischen deutschen Dichtung in einer sentimental-niederge-